

Roland Reichwein: Szenen mit Vater

(22.12.21)

Wenn ich heute, mit 85 Jahren, versuche, mich an meinen Vater Adolf Reichwein zu erinnern, der im Oktober 1944, als er 46 und ich 8 Jahre alt war, im Widerstand gegen die Hitler-Diktatur ums Leben kam, fallen mir nur verschiedene, zusammenhanglose Szenen ein, in denen meistens nur zwei Personen vorkommen, er und ich. Das ist der innere Zusammenhang, der zwischen ihnen besteht.



Die für mich wichtigste Szene spielte sich in einer Berliner S-Bahn ab. Damals war ich vielleicht 6 Jahre alt. Wir standen beide an der doppelten Schiebetür, als der Zug in einen S-Bahnhof einfuhr. Als sich die Schiebetür bei der Einfahrt öffnete, wollte ich meinem Vater zeigen, dass ich von dem einfahrenden Zug vor dem Halt abspringen konnte, wie das oft erwachsene Männer tun, und ich sprang. Ich sprang aber nicht mit, sondern gegen die Fahrtrichtung ab, so genau hatte ich die Abspringer offensichtlich nicht beobachtet, und geriet sofort ins Trudeln. Vater sprang hinterher – vermutlich in der richtigen Richtung –, packte mich mit seiner Linken am Kragen und rettete mich davor, zwischen Zug und Bahnsteig zu purzeln. Was er mir danach mahnend sagte, weiß ich nicht mehr.

Diese Szene hat mich offenbar tief beeindruckt, denn ich habe nach seinem Tod noch des öfteren davon geträumt, wie er mir in einer S-Bahn durch die Glastüren zwischen den Waggonen im Anzug und mit Aktentasche und mit einem strahlenden Lächeln von weitem entgegenkam, ohne mich jemals zu erreichen.



Es kann sein, dass wir damals gerade auf dem Weg zu seiner Arbeitsstätte in Berlin-Mitte waren, im Prinzessinnenpalais Unter den Linden, wo er im Deutschen Volkskundemuseum die museumspädagogische Zusammenarbeit des Museums mit den Berliner Schulen organisierte.

Ich ging an seiner Hand auf der rechten Seite die Linden hinauf, und als wir an dem hohen Reiterstandbild des Alten Fritz vorbei kamen, fragte ich ihn, wer denn dort oben reite. Er hat es mir wohl erklärt, und so erhielt ich meine erste Einführung in preußisch-deutsche Geschichte. Seitdem musste ich immer, wenn ich an diesem Denkmal vorbeikam – es war ja während des Krieges und auch danach jahrelang entfernt worden – an jene Szene denken. Übrigens kann ich mich nicht erinnern, damals Unter den Linden Hakenkreuzfahnen gesehen zu haben, wie sie später oft in Dokumentarfilmen gezeigt wurden. Später erfuhr ich, dass Vater im Prinzessinnenpalais auch seine politischen Freunde aus seinem Widerstandskreis getroffen hat, der später den Namen „Kreisauer Kreis“ erhielt.



Wir wohnten damals in einer hübschen hellen Mietwohnung mit Balkon im ersten Stock eines Zweifamilienhauses mit Garten in Steglitz Südende, also „Jotwede“, wie man in Berlin sagte. Indessen habe ich kaum Erinnerungen an Vater in dieser Wohnung, denn er war oft abwesend und unterwegs auf Reisen. Überhaupt habe ich ihn immer in Eile in Erinnerung. Und immer wenn er da war, war er

natürlich die Hauptperson. Ich erinnere vor allem, dass er – wenn wir einmal gemeinsam am Mittagstisch saßen – sehr auf die Tischmanieren von mir und meinen drei Schwestern achtete. Ich hatte damals die Angewohnheit, bei Tisch mit dem Stuhl zu kippeln und außerdem konnte ich lange nicht richtig mit Messer und Gabel umgehen. Darüber gab es manche Auseinandersetzung, auch mit meiner Mutter. Und Vater hatte auch nichts degegen, wenn Mutter entschied, dass wir das Essen, das wir übrig gelassen hatten, bei der nächsten Mahlzeit wieder vorgesetzt bekamen, ich weiß nicht mehr ob kalt oder aufgewärmt. Das Schlimmste war eine Sorte gekochten Fisches, der beim Kauen immer trockener wurde, bis ich ihn überhaupt nicht mehr runterschlucken konnte, so dass ich ihn tatsächlich wieder aussprucken musste. Als wir dann später einmal mit der Familie des Grafen Moltke gemeinsam aßen, war die größte Sorge meiner Mutter, dass ihre Kinder ihre Tischmanieren bewiesen, die der Graf ebenfalls sehr beachtete.



Die schönsten Erinnerungen an die Berliner Wohnung kreisen um Weihnachten bzw. um die Bescherung in Vaters Arbeitszimmer, das neben dem Wohn- und Speisezimmer lag und mit modernen Möbeln, unter anderem mit Stahlrohrsesseln ausgestattet war. Vater schenkte uns immer wieder hölzernes Spielzeug aus dem Erzgebirge, und das Auspacken und Ausprobieren der neuen Spielzeuge unter dem Lichterbaum war immer die größte Freude am Weihnachts-abend. Vater hat von seinen Reisen auch oft „Hasenbrote“ mitgebracht, d.h. belegte Brotscheiben, über die auf der Reise ein Hase gesprungen war. Die wurden natürlich besonders gern und andächtig verspeist. Und mindestens einmal hat er auch seinen Freund Carlo Mierendorff mitgebracht. Der war eine Sensation, denn der konnte, wenn wir Kinder ihn an der Nase zogen, mit den Ohren wackeln. Leider hat uns „Onkel Mierendorff“ viel zu selten besucht.



Die dunkle Seite an den Berliner Jahren waren natürlich später die Luftangriffe. Wenn nachts die Sirenen heulten, stürzten wir alle so wie wir waren, oft auch noch angezogen, aus unseren Betten in der verdunkelten Wohnung in den kleinen „Luftschutzkeller“ des Hauses, der in Wirklichkeit wohl nur ein gewöhnlicher Keller war. Das zeigte sich später, als das Haus in unserer Abwesenheit durch eine Sprengbombe bis in den Keller zerstört wurde. Da hockten wir dann zusammengedrängt und zitternd in schwachem Licht und lauschten auf die Flieger und auf die Detonationen der Bomben und die Explosionen der Flak-Granaten bis die Entwarnungssirene heulte. Aber in Südende waren wir natürlich weit ab vom Schuss, wie man so sagt. Vater war in unserer Straße der „Luftschutzbeauftragte“, der während des Angriffs hinaus musste, um nachzuschauen ob es in der Nähe eingeschlagen hatte. Da kam er mir dann vor wie ein Held, aber er war selten da, um diese Aufgabe auszuführen. Einmal nahm er mich an der Hand mit nach draußen, und da konnte ich dann den ganzen Zauber kurz bei Nacht bestaunen. Aber wie ein Held habe ich mich dabei nicht gefühlt. Tagsüber konnte man oft das gleiche Schauspiel beobachten, doch dann fehlten die dramatischen Lichteffekte am Nachthimmel. Von den explodierenden Flak-Granaten sah man nur hübsche kleine weiße Wölkchen am Himmel entstehen und verwehen, während die Flieger unbeirrt weiterzogen. Vor allem aber konnte man tagsüber die silberglänzenden Granatsplitter auf der Straße suchen, sammeln und untereinander tauschen. Das waren damals unsere ersten Briefmarken oder Sammelbildchen.



Im Sommer 1943 machte ich mit Vater meine erste große Zugreise durch Deutschland, von Berlin über Frankfurt – von wo wir Vaters Eltern in Rosbach besuchten – und Heidelberg bis nach Überlingen am Bodensee, wo ich bei der befreundeten Familie Rothe bleiben sollte. Es war eine Evakuierung wegen der Berliner Luftangriffe, Mutter und die Schwestern waren zur gleichen Zeit in einem Häuschen auf der Insel Hiddensee. Und das war gut getimed, denn unser Haus in Südende wurde im August völlig

ausgebombt. In Heidelberg, wo Vater Emil Henk besuchte, ließ er mich allein in einem Hotelzimmer zurück, und ich vertrieb mit die Zeit damit, die Nachttischlampe ein- und auszuschalten. Ansonsten habe ich keine deutlichen Erinnerungen an diese Reise, die weit über den Horizont eines Siebenjährigen hinausging. Indessen bin ich sicher, dass mir Vater alles über die Landschaften und die Städte erzählte, die wir durchfuhren, was ich in meinem Alter wissen sollte. Er kannte sich in ganz Deutschland bestens aus, seitdem er seit seiner Jugend vor dem 1. Weltkrieg „Wandervogel“ geworden war.



In Überlingen lebte die Familie Rothe in einem blassblauen würfelförmigen Haus mit Pergola an der Rehmenhalde, östlich der Stadt, mit weitem Blick über den Bodensee bis hin zum Säntis. Dort verbrachte ich mit dem gleichaltrigen Sohn des Hauses, Arnold, einige der schönsten Wochen meines Lebens, wie in vollständigem Frieden. Es wurde eine lebenslange Freundschaft daraus, als ob ich auf einmal einen Bruder bekommen hätte. Vater stieg mit der Leiter in einen der Obstbäume auf dem abschüssigen großen Garten und erntete Kirschen oder Äpfel. So hatte ich ihn noch nie gesehen. Aber dann war er auch schon wieder weg, nicht ohne sich zuvor in das Gästebuch des Hauses eingetragen zu haben. Ich war dann später noch öfters in Überlingen, und es war jedesmal wie die Rückkehr in eine Heimat.



Im Herbst des gleichen Jahres holte mich Vater auch wieder in Überlingen ab und fuhr mit mir per Bahn nach Kreisau in Schlesien, wo unsere Familie nach der Ausbombung unserer Wohnung in Berlin bei der Familie von Moltke untergekommen war, im obersten Dachgeschoss des großen alten Schlosses Kreisau, das der Generalfeldmarschall, der „Sieger“ von 1866 und 1871, vom Kaiser geschenkt bekommen hatte. Auch an diese lange Reise habe ich keine deutlichen Erinnerungen. Ich weiß nur noch, dass wir bei Dunkelheit auf dem kleinen Bahnhof Kreisau ankamen und ich an Vaters Hand im Dunklen zu Fuß zum ein Kilometer entfernten Dorf und Schloss marschierte. Meiner Ansicht nach sind wir dabei auch auf einer Brücke über einen Bach gegangen, der in einem schwachen Licht weiß aufschäumte. Aber diesen Bach gibt es, soweit ich heute weiß, überhaupt nicht. Die Familie des damaligen Grafen Helmuth James von Moltke lebte übrigens nicht in dem alten Schloss, sondern in einem moderneren, viel kleineren „Berghaus“ auf einem Berghang etwa einen Kilometer vom Schloss entfernt. Zu ihr gehörten außer der Ehefrau Freya auch die etwas jüngeren Söhne Caspar und Konrad. Und das Schloss war von lauter verwandten oder befreundeten „Kriegsflüchtlingen“ bewohnt.



In Kreisau lernte ich einen großen landwirtschaftlichen Gutshof kennen, mit einem Verwalter, der in offener Kutsche durch die Gegend fuhr, mit Land- und Feldarbeit von Männern und Frauen des Dorfes, aber auch mit zahlreichen verschleppten „Fremdarbeitern“ aus Osteuropa, mit Pferden, die zur Tränke am Bach geführt werden mussten, mit Kühen und Bullen, die gelegentlich ausbrachen, mit Schweineschlachtung im Hof, mit aggressiven Gänsen usw. Besonders aufregend war im Herbst das Einkochen von Zuckerrüben im Keller des Schlosses. So entstand das braune, herbsüße Sirup, das wir uns gern aufs Frühstücksbrot strichen. Das alles war für uns Kinder natürlich spannend, aber manchmal auch erschreckend, etwa wenn sich die Fremdarbeiter abends betranken. Es gab zwar keine Luftangriffe, aber der Krieg rückte dennoch immer näher, wie wir aus dem „Volksempfänger“ im Wohnzimmer hören konnten. Gelegentlich wurden auch deutsche Nachschubtruppen einquartiert, die uns Kinder mit Süßigkeiten versorgten und daher „Bonbonsoldaten“ hießen. Und einmal machte auch ein leichtes Flugzeug eine Bruchlandung in der Nähe des Hofes, ich weiß nicht mehr, zu welcher Armee es gehörte.



In der Kreisauer Zeit sind wir auch mal mit Vater richtig spazieren gegangen. Das kam sehr selten vor und ist mir daher in Erinnerung geblieben. Aber das eigentlich Interessante und Bemerkenswerte an jenem Spaziergang war, dass sich Vater so gut in der Natur auskannte und mir die Namen aller Tiere und Pflanzen sagen konnte, nach denen ich ihn fragte. Seitdem fand auch ich es wichtig, dass man sich in der Natur auskennt, wenngleich ich später einen richtigen Stubenhocker-Beruf gewählt habe.



In der Kreisauer-Zeit sind wir auch einmal im Winter ins Riesengebirge gereist, in eine einsam gelegene „Baude“, deren Wirt Vater bereits kannte, um dort auch Skifahren zu lernen. Vater und Mutter brachten uns das bei, die es beide bereits konnten. Und als es draußen einmal ungemütlich war, hat Vater in der gemütlichen Gästestube versucht, mir die Anfänge des Schachspiels beizubringen. Auch das war unvergesslich, denn nun konnte ich mir plötzlich wie ein richtig vernünftiger großer Junge vorkommen.



Im Frühsommer 1944 begann die Zeit, in der uns Mutter des öfteren allein in Kreisau zurückließ, in der Obhut unseres ukrainischen Mädchens Vera Davidenko, um – wie sie sagte – den Vater in Berlin im Krankenhaus zu besuchen, wo er krank darniederliege. Das klang irgendwie un-wahrscheinlich., war aber eine plausible Erklärung für sein langes Fortbleiben. In Wirklichkeit war er bereits verhaftet und des Hochverrats angeklagt, und sie versuchte nur immer wieder vergeblich, ihn zu finden und im Gefängnis zu besuchen. Dann kam nach dem Oktober irgendwann der Tag, an dem Mutter uns sagen musste, dass der Vater gestorben sei, tot sei. Wie er ums Leben gekommen war, hat sie uns natürlich nicht gesagt. Ich konnte und wollte die Nachricht nicht akzeptieren, obgleich auch berichtet wird, dass ich mit den Schwestern geweint hätte. Noch im Herbst 1945, als wir aus Schlesien nach Berlin zurückkamen, glaubte ich, dass wir den Vater im Krankenhaus besuchen würden. Erst danach habe ich irgendwann begriffen und akzeptiert, dass er nicht mehr am Leben war. Und der tote Vater hat mein ganzes Leben begleitet, vielleicht stärker und intensiver, als es ein lebender vermocht hätte.

Münster, den 22.12.2021 ©Roland Reichwein